Sonntagsruhe

Unterhaltungsbeilage zum Teltower Kreisblatt

Nr. 13 — Sonnabend, den 1. April — 1933

Zwanzig Minuten nach Mitternacht

Von Walter Falk.

Paolo Testi hatte mit dem Leben abgeschlossen, eine lange Folge von Enttäuschungen und der Tod seiner Frau hatten den Lebensmut zermürbt, er hatte sich vor einigen Jahren ein einsames Landhaus gekauft, war mit Vanna, seiner Tochter, hingeflüchtet.

Eigentlich war Paolo gar nicht menschenscheu, nein, er war nur entmutigt, seine Lebenslust war wie ein Funken unter der Asche, und um Vannas willen tat ihm sein damaliger Entschluß, aller Freundschaft zu entsagen und das lebendige Leben in Mestre aufzugeben, oftmals sehr leid. Aber andererseits hatte er nicht den Mut, sich selbst und seiner Tochter einzugestehen, daß seine Flucht in die Einsamkeit übereilt war. So hielt er daran fest, hin und wieder mit einem geradezu fanatischen Despotismus, wenn sich Vanna einmal dagegen auflehnte, wenn sie der Einladung einer Bekannten folgen wollte, wenn sie gern selbst einmal eine Freundin aus der Zeit in Mestre bei sich gesehen hätte. Sie hatte große Widerstände zu überwinden, wenn sie einmal tagüber nach Bassano wollte, unerbittlich aber zeigte sich ihr Vater, wenn sie ihn bat, Bekannte in das Landhaus einzuladen.

„Ich will hier keine Fremden sehen", sagte er bestimmt.

Und die lebensfrohe, hübsche Vanna mußte sich fügen.

Es war in einer warmen Sommernacht. Das Weinlaub duftete stark. Von dem dunklen Alpentore herüber klang der feine Gesang des Nachtwindes. Das Landhaus Paolo Testis lag im tiefen Schlafe. Durch den Garten aber knirschten die Schritte Marias und Emilios. Paolo Testi nämlich hatte, wie er in übertriebener Sorge meinte, in der vorletzten Nacht Schritte im Garten gehört. Er war ihnen nachgegangen, ohne aber jemanden feststellen zu können. Am nächsten Morgen hatte er, ohne Vanna erst zu beunruhigen, Emilio und Maria den Befehl erteilt, einen aufmerksamen Wachtdienst einzurichten. Emilio erhielt sogar zur besonderen Sicherheit einen alten Revolver.

Da sie nun sehr aufeinander angewiesen waren, hielten sie es für das Beste, wenn sie in der ersten Stunde nach Mitternacht die Wache gemeinsam ausübten.

Paolo Testi richtete sich in seinem Bett auf und lauschte. Ihm war, als habe er eine Tür klappen gehört. Er griff nach dem entsicherten Revolver, der auf dem Nachttisch griffbereit lag, und erhob sich. Sein heller Nachtanzug leuchtete gespenstisch. Ohne das Licht einzuschalten, sah er nach der Uhr. Mühsam erkannte er: Zwanzig Minuten nach Mitternacht. Dann trat er an das Fenster und lauschte hinaus. Er hörte das Knirschen der Schritte, er hörte die leise Stimme Emilios. Trotzdem war er nicht beruhigt, er ging hinaus, schritt den Korridor entlang, stieg die Treppe hinauf, bis er dann vor dem Wohnzimmer stand, in dem, seiner Vermutung nach, die Tür geklappt hatte.

Er überwand eine plötzliche Befangenheit, faßte den Revolver fester und drückte die Tür auf. Er griff schnell zur Linken und schaltete das Licht ein. Es blendete.

Dann überprüfte er das Zimmer. Die Möbel sahen ihn unmutig an, mißtrauisch direkt und ungehalten über die Störung. Ein Nachtschmetterling kreiste um das Licht. Durch das offene Fenster strömte die Nachtluft herein.

Paolo Testi blickte sich genau um. Dann blieben seine Augen an dem Schrank hängen, der zur Linken stand, breit und wuchtig. Er ging nahe hin und riß die Tür entschlossen auf. Er sah hinein, nur um sich und seine leise Angst zu beruhigen, völlig zu beruhigen. Er schob sogar, um ein Letztes zu tun, die Anzüge beiseite und fühlte hindurch.

Er fuhr zurück. Sein Herz schlug bis zum Halse herauf.

Ein angstweißes Gesicht starrte ihm entgegen.

Ein noch junges Gesicht, kaum dreißigjährig, intelligent, fast gepflegt, aber nun so durch Schreck und Furcht entstellt, daß Paolo Testi eine fast herrliche Ueberlegenheit empfand.

„Guten Abend", sagte er und lächelte belustigt.

Das angstweiße Gesicht hinter den zurückgeschobenen Anzügen nickte linkisch, der Mund mit den fast blutleeren Lippen antwortete: „Guten Abend."

Testi hielt den Revolver schußbereit, drohend, aber wiederum auch wie eine gute, väterliche Mahnung nur vor sich und forderte auf:

„Kommen Sie doch mal da etwas vor, Sie zerdrücken mir ja alle Bügelfalten."

Mit niedergeschlagenen Augen kroch der Einbrecher heraus und stand dann mit gesenktem Kopfe vor Paolo Testi. Dieser prüfte ihn mit dem heiteren Lächeln des in jeder Beziehung Ueberlegenen. Der junge Mann trug einen ganz guten Anzug, machte direkt einen recht netten Eindruck, niemand würde ihm ansehen, daß er nächtlicherweile fremden Landhäusern unerwünschte Besuche abzustatten pflegte. Aber, freilich, in diesen schweren Zeiten, vielleicht war es wirklich die Sorge um das nackte Leben, die ihn so weit sinken ließ, vielleicht wollte er nur in der Nacht sich in die Küche stehlen, sich einmal satt essen . . . er machte wirklich gar keinen üblen Eindruck. Und Testi fragte ihn, immer den Revolver schußbereit in der Hand, freundlich aus, bot ihm in übertriebener Höflichkeit einen Stuhl an. Mit unbewegter Miene hörte er sich die vielleicht erlogene, vielleicht aber auch wahre Geschichte eines Findelkindes an, das so gern endlich eine achtbare Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnehmen möchte, das aber immer wieder vom Unglück verfolgt wird, tiefer und tiefer sinkt und schließlich aus Hunger . . .

„Wollen Sie was zu essen haben?" fragte Testi, und er hatte wirkliches Mitleid mit dem armen Teufel.

In diesem Augenblick kam Vanna herein, im übergeworfenen Morgenrock. Und als sie ihren Vater in Gesellschaft des Einbrechers ganz friedlich am Tisch sitzen sah, schrie sie auf. Testi beruhigte sie, nannte den harmlosen Dieb einen Pechvogel, der nur Hunger habe, sonst nichts, dem er vielleicht sogar unter die Arme greifen werde, und er trug Vanna auf, in der Küche etwas anzurichten. Fassungslos verließ Vanna das Zimmer. Testi aber beugte sich vor, legte den Revolver ruhig auf den Tisch, entlud ihn vor den Augen des Diebes, lehnte sich dann mit verschränkten Armen in den Stuhl zurück und sagte: „Man kann nie wissen, wie das Schicksal mit einem spielt, ich traue mir in Punkt Menschenkenntnis etwas zu, mein Lieber, Sie haben noch einen guten Kern in sich, er muß nur gepflegt werden. Ich bin bereit, unsere eigenartige

Bekanntschaft fortzusetzen. Ich werde, ich war früher Arzt, meine Praxis nämlich wieder aufnehmen, ich brauche dazu eine Hilfe, einen jungen Mann, der Instrumente säubert und ähnliche Beiarbeiten verrichtet. Sie werden das tun, Sie erhalten freie Station und ein Taschengeld fürs erste, wenn Sie sich einrichten und meine Praxis, ich war einmal ein sehr gesuchter Arzt, wieder blüht, dann können wir weitersehen. Na, was sagen Sie nun, mein lieber Herr Einbrecher . . . Zufall, Schicksal . . ."

Der Fremde stand auf und drückte Paolo Testi die Hand.

„Ich heiße Giacomo Colombo, ich danke Ihnen herzlich und verspreche Ihnen, daß Sie Ihren hochherzigen Entschluß nicht bereuen werden."

„Ich bin davon überzeugt", sagte Paolo Testi und reichte dem anderen die Hand.

Vanna trat, sie sah noch ganz verstört aus, mit einem Tablett ein, auf dem sie ein nettes Abendbrot angerichtet hatte. Paolo Testi unterrichtete lächelnd seine Tochter von dem Vorgefallenen. Sie hörte schweigend zu, ein leises Rot stieg in ihre Wangen.

„Ich werde nun Maria rufen, sie kann uns noch einen Tee machen", sagte Paolo Testi und stand auf, „du kannst ganz beruhigt sein, Vanna, unser unverhoffter Gast ist ganz ungefährlich", damit ging er mit einem freundlichen Gruße und dem Gefühl, eine gute Tat vollbracht zu haben, hinaus. —

„Vanna", sagte der Einbrecher nun leise, „du, können wir uns denn etwas Besseres wünschen, ist das nicht fabelhaft, ich mache hier Scherenschleifer und sonstwas und bin jeden Tag bei dir . . ."

„Ich war ja zu Tode erschrocken, Giacomo", sagte sie, „als ich sah, daß dich Vater entdeckt hatte . . ."

„Und nun wird er mich doch kennenlernen, wird vielleicht, wenn er dann die Wahrheit hört, gar nicht mehr so sehr entsetzt sein . . . ich bin überzeugt, daß wir in einem Vierteljahre . . ."

„Pst . . . er kommt . . ." und sie fuhren auseinander.

Ja, und tags darauf schrieb der Juniorchef Giacomo Colombo an seine Firma einen Brief, in dem er mitteilte, daß er ein Vierteljahr unverhofft auf Reisen gegangen sei, die private Post möge man postlagernd nach Bassano senden, die Geschäftsbriefe solle Tossini, der Prokurist, erledigen.

Und als er nach einem Vierteljahr dann wirklich wieder die eleganten Räume seines Bürohauses betrat, herzlichst begrüßt, neugierig, fast wie ein Totgeglaubter, war er nicht allein, denn Vanna stand neben ihm, und hinter ihnen leuchtete das vergnügte Gesicht Paolo Testis auf, der dem Seniorchef und Vater Giacomos nicht genug von dem einfach unerhörten Betrug erzählen konnte, dem er, einer der gesuchtesten Psychologen Italiens, zum Opfer gefallen war.

Die drei auf Weißenstein

Von Lud Waldweber.

Herr von Windheim ist Besitzer dreier Hunde, dreier feiner Kerle. Obwohl sie äußerlich nichts gemeinsam haben, es handelt sich, nach ansteigender Größe geordnet, um einen Spitz, einen Wolfshund und einen Bernhardiner — halten sie doch zusammen wie Pech und Schwefel. Wehe dem, der einem von ihnen ein Haar krümmen wollte.

Inzwischen leben die drei noch allein und stillvergnügt auf Weißenstein. Ihr Herr, aus dem erlauchten Geschlecht der von Windheim, gilt als Original. Er sammelt leidenschaftlich alte Münzen und ist Mitglied des Klubs klassenbewußter Junggesellen. Herr von Windheim haust mit seinem getreuen Famulus Michael allein in dem alten Burghaus. Mit den Mahlzeiten nehmen es die beiden nicht genau. Wenn Herr von Windheim hinter seinen alten Münzen sitzt und der alte Michael im Garten herumwirtschaftet, vergessen beide manchmal auf eine Mahlzeit. Ihre Gesundheit und ihr gutes Einverständnis wird dadurch nicht gestört.

Nur die Hunde können sich schwer an diese unordentliche Wirtschaft gewöhnen. Gegen Mittag trottet einer nach dem andern zu den Futtertrögen. Die Futtertröge stehen säuberlich getrennt und nach dem Größenverhältnis ihrer Besitzer geordnet in der geräumigen Vorhalle des Burghauses. Spitz, der kleinste aber der beweglichste von den dreien, schaut gewöhnlich als erster nach. In vornehmer Ruhe folgt der Bernhardiner. Lux, der Wolfshund, kommt hintennach wie der Kuhschwanz. Er hat soviel in Wald und Feld zu tun, er kann mit der Zeit nicht auf die Minute rechnen. Stürmt er aber endlich heran, möchte er auch gleich zugreifen.

Findet Lux noch nicht angerichtet, kratzt er sich hinter den Ohren und windet gründlich nach jeder Richtung. Dann schreitet er entschlossen vor zur Küche. Erst horcht er an der Küchentür. Lux weiß nicht, daß im Kreis der Wohlanständigen das Horchen verpönt ist. Er horcht guten Gewissens als ein Reiner, dem alles rein ist. Wenn er in der Küche hantieren und sprechen hört — der alte Michael spricht mit sich selbst —, kratzt er solange, bis der drinnen angibt. Erst, wenn etwas laut wird wie: Du Vieh, wirst's noch erwarten können? zieht sich Lux beruhigt und diskret zurück.

Auch Spitz, der auf eigene Faust keine solchen Rekognoszierungen zu unternehmen wagt — er wäre auch zu klein dazu —, auch Spitz kommt dann herbeigesprungen und sucht nebenher seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Nur der biedere Bernhardiner steht allein und verlassen im Vorhof gastronomischer Genüsse. Er wedelt verlegen mit der Schleppe, tritt von einem Bein aufs andere. Er tut sich offenbar recht schwer beim Zuschauen. Mein Gott, zuschauen — wer kann das leichten Herzens?

Es kann aber auch sein, daß Lux die Küchentür verschlossen findet; er versucht einmal, versucht zwei- und dreimal die Klinke niederzudrücken — vergeblich. Nun wird's schon brenzlicher. Der Famulus bastelt irgendwo im Garten herum. Der Herr sitzt hinter seiner mächtigen Hornbrille über seltsame Münzen gebeugt — und die drei hungern. Allerdings, verhungert ist auf Weißenstein noch keiner. Die drei sehen auch nicht nach Hunger aus. Aber Hunden geht's wie den Menschen: Je weiter vom Hunger, desto näher dem Gedanken daran.

Heut ist wieder so ein Unglückstag. Das Trio steht wartend in der Vorhalle. Was tun? Hungers sterben? Um keinen Preis! Wie gewöhnlich ergreift Lux, der Vielerfahrene, Listenreiche, die Initiative. Er legt den Kopf zur Seite und schielt nach dem ersten Stock hinauf. Dort oben hinter der ersten Tür sitzt sein Herr. Hm. — Lux beginnt angestrengt nachzudenken. Schwierige Situationen sind immer fruchtbar, weil sie tatenschwerer sind. Lux ist noch nicht ganz mit sich im reinen. Er kämpft offenbar. Hemmungen?

Noch einmal wandert er rund um die Vorhalle. Noch einmal bleibt er horchend an der Küchentüre stehen. Noch einmal versucht er die Klinke niederzudrücken. Mit einem Male kommt er sich so verlassen vor. Kein Laut ist um die Wege. Und beim Anblick der leeren Futtertröge vervielfacht sich der Hunger. Lux mindestens empfindet einen Hunger im Bauch, der sich sehen lassen kann. Nein, nun will er nicht mehr länger warten. Entschlossen schreitet er zur Tat.

Sorgfältig nimmt er seinen hölzernen Freßnapf zwischen die Zähne und trabt damit die Treppe in den ersten Stock hinauf. Vor der ersten Türe setzt er ihn ebenso sorgfältig ab, wie er ihn aufgenommen hat. Er verursacht dabei nicht das mindeste Geräusch. Dann tritt er hart an die Türe — wieder lauscht er.

Lux hat sich vergewissert. Der Herr ist anwesend. In seinem Eifer vergißt er ganz, daß er sich zunächst durch Kratzen an der Türe bemerkbar machen könnte. Er stellt sich sofort auf die Hinterbeine und drückt mit der rechten Vorderpfote die Klinke nieder. Die Türe öffnet sich. Er geht wieder in die vierbeinige Stellung zurück. Demütig schaut er auf seinen Herrn. Der Schelm weiß nur zu gut, was kommt.

Der Herr schaut von seiner Arbeit auf, sieht den Bettler auf der Schwelle und haut mit der flachen Hand auf den Tisch. Aber nicht sehr laut. Michaels Faust schlägt anders drein.

Lux hat nicht die geringste Angst. Mit mäßig bewegter Rute macht er geziemende Reverenz. Gewöhnlich ignoriert der Herr den Gruß. Lux macht sich nichts daraus.

Heute fährt er ihn sogar an: „Was willst du denn, du Biest? Sofort verschwinde!“

Lux rührt sich nicht von der Stelle. Hat er seinen Futtertrog zum Vergnügen heraufgeschleppt? Nun heißt es aushalten. Vor allem möglichst einfältig dreinschauen.

Und siehe, da kommt auch schon dem Herrn ein Lächeln an. Ein Zungenschlag! Mit einem Satz steht Lux vor ihm und legt ihm beide Pfoten auf die Schulter. Vom Küssen ist der Herr kein Freund. Also läßt er's bleiben. Dann ist er mit einem Satz wieder aus der Tür, faßt seinen Napf und schleppt ihn vor die Füße seines Herrn. Diskret tritt er einen Schritt zurück und erforscht Herrchens Mienenspiel. Die Rute wedelt bittend.

Wer könnte da noch widerstehen? Herrchen tätschelt den klugen Kopf und fragt: „Aber Lux, bin ich ein Unmensch, ein Barbar?“ Er ladet ein: „Komm, wir wollen zu Tisch gehen.“ Da jault Lux fröhlich auf. Wie ein Pfeil fliegt er aus der Tür.

Und der Futternapf? Der Futternapf vor den Füßen seines Herrn?

Lux denkt, er hat ihn ohnehin heraufgeschleppt. Mag nun der Herr — — —.

Aber diesmal hat er die Rechnung ohne Wirt gemacht. Ein scharfer Pfiff ruft ihn zurück. Die Verlängerung eines ausgestreckten Zeigefingers endet inmitten seines Futtertroges. Da helfen keine Winkelzüge mehr. Er macht gute Miene zum bösen Spiel. — Wenn's schon sein muß! Ergeben nimmt er den Napf zum dritten Mal zwischen die Zähne.

Ein andermal war's so: Der Famulus lag krank und Herr von Windheim kam später als gewöhnlich aus der Stadt zurück. Wie er die Treppe hinaufsteigt, bietet sich ihm ein rührendes Bild: Die drei Hunde stehen in Reih und Glied aufmarschiert vor seiner Tür, jeder den Futtertrog vor sich.

Die Frage, ob Lux allein die drei Tröge hinaufbeförderte oder jeder seinen eigenen, ist bis heute noch nicht geklärt.

Ich für meine Person habe Lux in Verdacht.

Seltsame Steuern in früherer Zeit

Es ist alles schon dagewesen!

Kein Thema ist heute gerade so aktuell wie das Gebiet der Steuern! Hochdruck herrscht in den kaufmännischen Büros, das Seufzen und Klagen der Geschäftsinhaber schwillt zur Lawine an, Sorgenfalten durchfurchen so manche Stirn: die Steuererklärung muß abgegeben werden!

Wo man hinhört, wo man hingeht, überall sitzt der böse Fiskus mit seiner Tasche, es gibt wohl nichts, aber auch gar nichts, wovon Vater Staat oder die Gemeinde keine Steuer erhöbe.

Da mag es für viele ein Trost, wenn auch ein schwacher, sein, wenn er erfährt, daß auch die früheren Zeiten die Steuerschraube oft gar gewaltig angezogen worden ist.

So war es z. B. der erste preußische König, Friedrich I., bzw. seine Ratgeber besonders erfinderisch in der Entdeckung neuer Steuerquellen. Er war bekanntlich sehr prachtliebend und schon, als er noch Kurfürst von Brandenburg war, kostete seine Hofhaltung riesige Summen. Autos, die man hätte versteuern können, gab es leider damals noch nicht, also mußte man sich begnügen, die Luxuswagen, in denen damals die vornehme Welt herumkutschierte, mit einer „Karossensteuer“ zu belegen.

Auch die heutige Kopfsteuer, die so manches „Kopfschütteln“ und „Kopfzerbrechen“ verursacht, hat damals schon ihren Vorgänger gefunden. Man nannte sie nur, da jedermann damals eine Perücke mit sorgfältig gepudertem Zopf trug — Perückensteuer.

Sehr wenig geplant war eine andere Steuer desselben Herrschers, er verfügte eine Ledigensteuer, die aber nicht etwa die Junggesellen, sondern nur unverheiratete Frauen zu zahlen hatten. Der Volksmund prägte hierfür den schönen Namen: alte Jungfernsteuer!

Da war der König Jerome von Westfalen, Majestät von Napoleons Gnaden, der seinem Spitznamen „König Lustik“ alle Ehre machte, denn doch galanter, er nahm die Junggesellsteuer nur von den Männern, und zwar mußte jeder Hagestolz vom 30. Lebensjahre an „bluten“. Aber warum sollten es Eheleute besser haben? Zum Ausgleich wurde eine Heiratssteuer erhoben!

Auch Vergnügungs- und Luxussteuern wurden von dem „lustigen“ König erhoben, und zwar fielen hierunter: Ball- und Gesellschaftsfeiern, Begräbnisfeiern(!!) und Totengeläute (!).

Auch die Angestelltensteuer ist durchaus keine Erfindung der Neuzeit, sie wurde ebenfalls von Jerome erhoben. Sehr amüsant ist ihre Begründung in der sogenannten „Gesindesteuerverfügung“: „Das Gesinde lebt unter allen Klassen der Bevölkerung am sorglosesten! Sie genießen Schutz in der Gesellschaft, man soll daher von ihnen einen Beitrag zu den Ausgaben fordern.“ Es wurden erhoben:

von jedem Kontor-Bedienten	24	Franks,
„ jedem Gesellen	14	„
„ Handelsjungfern und Lehrburschen	6	„
„ jedem Knecht	6	„
„ jeder Magd	3	„

Interessant ist hierbei die Feststellung, daß es damals bereits „Handelsjungfern“ gab.

Man sieht also, die Steuerschraube, sie war zu alten Zeiten bereit, Löcher in den Geldbeutel der armen geplagten Bürger zu bohren und der Fiskus, er war stets unersättlich.

Hände sind wie lebende Wesen!

Von Felicia de Witt.

Hände sind wie lebende Wesen! Diese Erkenntnis kam mir zum ersten Male, als ich in die offene Glut eines Kaminfeuers blickte. Wie geschmeidige Hände Feuergeborener tasteten die Flammen hin und her. Ich konnte meine Blicke nicht fortwenden: Hände sah ich vor mir, nur Hände.

Kinderhände spielten vor meinem geistigen Auge. Dieselben Händchen ballten eine Faust, sie streichelten Wangen, und zuletzt sah ich sie beten. Es waren unschuldige, reine Hände.

Kosende Hände einer schönen Frau erblickte ich in den Flammen. Sie waren gepflegt, und schwere Arbeit war ihnen fremd geblieben. Obgleich man sie der äußeren Form nach schön nennen mußte, vermißte ich an ihnen die vollkommene Reinheit. Es waren sinnliche Hände, die in den Flammen spielten.

Wieder erblickte ich Frauenhände; sie waren ungepflegt, derb, aber sauber. Ich sah sie arbeiten, wie Mägde es tun. Viel Segen verbreiteten sie, es waren tapfere Hände. Ich sah sie nach getaner Arbeit beten und erkannte: „Segensreich und tapfer sein, bedeutet wahre Frömmigkeit!“

Künstlerhände bewegten sich in der Glut. Es waren die Hände eines Malers. Ich sah sie rastlos arbeiten, dazwischen beten, und sich ineinander verkrampfen wie am Dasein Verzweifelnde. Zuletzt sah ich sie wieder im Gebet vereint. Sie erschienen mir wie zwei Heilige, die sich zu höchster irdischer Größe hindurchgerungen hatten.

Die Hände eines Violinspielers schwebten im Feuer auf und nieder. Sie waren nicht stumm, diese Hände, ich glaubte, sie singen zu hören mit himmlischer Stimme. Wie Gottgesandte kamen sie mir vor, die unsere Sinne von dieser Erde fort zum Ewigen lenken sollen.

Schwielige Bauernhände bewegten sich langsam hin und her. Treue und Redlichkeit sprach aus ihnen, einfacher, ungekünstelter Sinn und eine ungeheure Kraft, die uns Menschen nur die Natur verleihen kann. So stark erschienen mir diese Hände, daß ich annahm, sie müßten die Erde tragen können.

Ich sah die Hände eines Geistlichen. Sie breiteten sich segnend aus, wie schützende Fittiche eines Vogels über seine Brut. Ich sah sie letzten Frieden spenden einem Sterbenden. Sie waren wie zwei Fähren, die unsere Seelen vom diesseitigen Ufer zum jenseitigen leiten sollen.

Mörderhände verkrallten sich in den Flammen. Häßliche, seelenlose Hände. Sie waren von Anfang an dazu bestimmt, Böses zu tun, und mußten ihr Werk vollbringen. Es war ihr Schicksal, zu töten. Diese Hände waren friedlos und ohne Freude. Sie waren wie zwei Verbündete in der Sünde. Aber wie es diese stets zu tun pflegen, so konnten auch sie nicht schweigen. In ihrem Aeußeren verrieten sie ihre Taten.

Ich erblickte die Hände eines Steuermanns. Wieviele Menschen waren ihnen anvertraut, tagaus, tagein. Ein starkes Pflichtbewußtsein sprach aus ihnen und ein großes Verantwortungsgefühl; es waren sichere, kluge Hände.

Die Hände eines Arztes zeigten sich in den Flammen. Sie machten die Bewegung der Abwehr, als wollten sie das Näherkommen des Todes verhindern. Sie waren von Gott gesandt, um Seelen Gelegenheit zu geben, sich auf dieser Erde noch eine Zeitlang zu vervollkommnen. Es waren gnadenreiche Hände, die sich vor mir bewegten.

Freundeshände streckten sich einander entgegen. In dieser Bewegung lag völlige gegenseitige Hingabe. In diese offenen, guten Hände konnte man als Freund seine Seele legen, sie war dort geborgen. Freundeshände enthalten Zauberkräfte. Sie sind imstande, einen Einsamen in einer riesigen Weltstadt

glücklich und reich zu machen. Doch sie ziehen sich nie leer zurück. Nein, das, was sie verschenkten, erhalten sie tausendfach wieder, denn auch die empfangenden Hände strahlten Wunderkräfte aus.

Heilige Hände schwebten in der offenen Glut. Ich erkannte sie wieder: Die geliebten Hände meines Vaters! Wie rastlos tätig waret ihr, bis euch Gott den Pinsel und die Palette selber fortnahm. Wie liebevoll konntet ihr kosen und wie unvergleichlich trösten. Eine beinahe überirdische Glaubenskraft ging von euch aus, wenn ihr euch zum Gebete schlosset. Ihr wieset schon dem Kinde die Wunder der Schöpfung in der unscheinbarsten Blume und dem winzigsten Wurm. Noch im Tode ging eine wundertätige Kraft von euch aus, als ihr auf meinem Haupte lagt. Heilige Hände, Vaterhände, die imstande sind, von der Erde in die Ewigkeit zu leiten.

Mit euch vereinen sich zwei andere Hände, ebenfalls heilige, wie ihr es wart: Mutterhände. Ein Strom von Licht geht von euch aus, strömt von oben auf euch nieder, und ich sehe euch wachsen ins Unermeßliche. Mir ist es, als umschlösset ihr die ganze Erde samt dem Himmelsgewölbe und als wäret ihr Gott in eigener Person, ihr vereinten Vater-Mutterhände. Wovor sollten wir armseligen Menschlein uns fürchten? Wir wollen mutig unseren Weg weitergehen, denn wo wir uns auch befinden mögen, immer umgibt uns die schirmende Vater-Mutterhand Gottes.

Taler, Taler, du mußt wandern

Ein Stück Geschichte verschwindet — durch Notverordnung. Am 18. März wurde beschlossen, das Dreimarkstück, wie der Taler amtlicherseits hieß, aus dem Verkehr zu ziehen.

Vor 420 Jahren wurde ein Geldstück von dem Grafen Schlick aus Joachimsthaler Silber geprägt, das anfangs Güldengroschen hieß. Später ließ man, abkürzend, das Joachim weg und erhielt den „Thaler". Man kannte ihn als Kronen-, Kreuz-, Gold-, Albertis- und Marietheresienthaler. Der Marietheresienthaler ist heute noch in Afrika im Umlauf.

In der Reichsgesetzgebung tauchte der Thaler erstmalig 1566 auf. Er schwankte oft stark im Wert, bis die Kurfürsten ihm als Reichsthaler Beständigkeit sicherten. Eigentlich ist sein Name in Deutschland ja schon längst wieder verschwunden. Behördlicherseits kennt man keinen Taler. Aber dennoch wurde das große Dreimarkstück meist nach ihm genannt.

Holz-Bibliotheken

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts legte der Inspektor Schildbach zu Kassel eine Sammlung der in Hessen einheimischen Holzarten an, und zwar gab er ihr die Form einer Bibliothek. Jede Baumart war in einem Buch verkörpert. Der Rücken des Buches bestand aus der rauhen Rinde des Baumes, und an Stelle des Bücherschildes war der Name des betreffenden Baumes in verschiedenen Sprachen mit goldenen Buchstaben auf rotes Leder gedruckt. Die beiden Seiten des Buches bildete das durchschnittene und polierte Holz. Eine dieser Seiten konnte aufgezogen werden, und wenn dies geschah, fand man im Innern die Frucht, den Samen, die Blüten und die Blätter des Baumes nebst einem Stück von der Wurzel. Eine gleiche, aus 79 Bänden bestehende „Holz-Bibliothek" besaß das Nationalmuseum in Budapest. Auch der bayerische Naturforscher Kandid Huber hatte eine solche Bücherei aus verschiedenen Hölzern gesammelt, die 51 Oktavbände umfaßte.

Allerlei Heiteres

Unnötige Sorge.

„Jeder, der zu uns zu Besuch kommt, muß ja meinen, daß ich nur eine Köchin bin, so behandelst du mich."

„Nun . . . da brauchst du dir keine Sorgen zu machen, jemand der mal bei uns zu Mittag gegessen hat, merkt sowieso, daß du keine Köchin bist." („Nebelspalter")

Der Vorsichtige.

„Also, seien Sie vorsichtig, Chauffeur! Fahren Sie nicht zu schnell, achten Sie auf die Straßenbahnen, passen Sie besonders an den Ecken auf und überfahren Sie kein rotes Lichtsignal! Und dann sorgen Sie auch dafür, daß wir vor dem richtigen Hause halten!"

„Sehr wohl, mein Herr! Und wenn trotzdem etwas passieren sollte, nach welchem Krankenhause darf ich Sie dann bringen?" („Weite Welt")

Ein Auftrag

Der Chef hatte einen Gang in die Stadt gemacht und dem Lehrling die Obhut des Geschäfts anvertraut. Bei seiner Rückkehr fragte er ihn:

„Nun, Fritz, ist ein Auftrag eingegangen?"

„Ja! Es waren zwei Männer hier, die gaben mir den Auftrag „Hände hoch", und dann nahmen sie die ganze Kasse!"

Nachhilfestunden

„Du erteilst also Sprachunterricht, wieviel verlangst du denn da für die Stunde?"

„Fünf Mark!"

„Alle Wetter, alle Wetter — und wieviel bekommst du?"

Mißverständnis

„Herr Apotheker — ich möchte ein Wurmmittel haben!"

„Für einen Erwachsenen?"

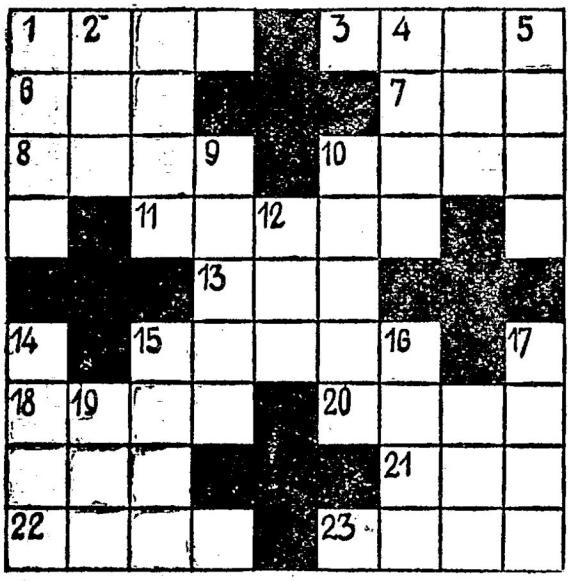
„Ja, das weiß ich allerdings nicht, wie alt der Wurm ist!"

Entweder oder

„Das will ich dir nur sagen, Amalie, wenn ein junges Mädchen erzählt, daß sie einen Schmuck von einem Onkel geschenkt bekommen hat, dann ist entweder der Schmuck oder der Onkel unecht!"

Rätselecke

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Lebewesen, 3. Nebenfluß der Aller, 6. geographische Bezeichnung, 7. Abschiedsgruß, 8. Stadt in Belgien, 10. Gebetsschluß, 11. amerikanische Landstreicher, 13. ängstlicher Traumzustand, 15. Wirtschaftsgegenstand, 18. Auswuchs an Tierköpfen, 20. Einschnitt, 21. Märchenwesen, 22. Gestalt aus „Lohengrin", 23. Böschung.

Senkrecht: 1. Römisches Obergewand, 2. Westeuropäer, 4. Nebenfluß der Donau in Niederösterreich, 5. Altberliner Zirkus, 9. militärischer Truppenteil, 10. Fluß in Bayern, 12. Gebirgsweide, 14. Schuhmacherwerkzeug, 15. Liebesgott, 16. schmale Bank in der See, 17. rechter Nebenfluß der Elbe, 19. flüssiges Fett.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Fehl-Aufgabe: Brahmane, Ismael, Sumatra, Macmahon, Almanach, Remagen, Clematis, Kumarin. — Bismarck.

Ergänzungs-Aufgabe: Alb, Pud, Reh, Ilm, Leu, Ski, Ces, Heu, Ida, Cid Kur, Eva, Nab. — Aprilschicken.

Auflösungen

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hai, 3. Gas, 5. Tau, 8. Duden, 10. Lot, 11. mod, 13. Rum, 15. Tal, 17. Bug, 18. Bob, 20. Sau, 22. Satan, 23. Reh, 25. Dach, 26. Rom, 27. Luv, 29. Tor, 31. Tom, 33. Rat, 36. Marat, 38. Uri, 39. Lid, 40. Kai.

Senkrecht: 1. Hof, 2. As, 3. Gut, 4. Sem, 6. au!, 7. Uhr, 8. Dom, 9. Not, 10. Lug, 12. das, 13. Rubel, 14. Notar, 16. Labor, 17. Bar, 18. Bad, 19. Bach, 21. Ulm, 24. Hut, 26. rot, 28. vom, 29. Tat, 30. Bau, 32. Mal, 33. Rad, 34. Mai, 35. Ar, 37. ha!

Druck und Verlag von Rob. Rohde Nchflg., Berlin W 35, Lützowstraße 87.